E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND APRIL-JUNI 1984
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART HEFT 2

Im Heppächer 13, Esslingen *Martin und Sylvia Greiffenhagen*
Die Sanierung eines Handwerkerhauses

Das Haus Im Heppächer 13 steht im Handwerker- und Weinbauernviertel der Esslinger Altstadt. Erbaut wurde es als alemannisches Fachwerkhaus wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Daß dieses Haus als ein unter dem First geteiltes Doppelhaus errichtet wurde, verleiht ihm ein besonderes historisches Interesse, aber mit der geringen Breite und großen Tiefe auch einen im Vergleich zu heutigen Wohnvorstellungen unüblichen Grundriß. Die Besitzer haben dennoch die innere Struktur des Gebäudes bewahrt und nicht nur die äußere Hülle, sondern auch viele aus der langen Lebenszeit des Bauwerks stammende Baudetails wie die Treppen, Fußböden und Türen erhalten. Altersbedingte Veränderungen wie die schräge Decke im Erdgeschoß und überhängende Wände wurden belassen, Neues mit viel Feingefühl eingefügt. Die ebenfalls im Laufe der Jahrhunderte veränderte Fachwerkfassade wurde nicht freigelegt, sondern wieder verputzt. In diesem schonenden Umgang mit dem alten Haus kommt eine beispielhafte und zukunftsweisende Einstellung zum Ausdruck, die nicht auf eine durchgreifende Erneuerung oder phantasievolle Rekonstruktion, sondern auf schonende Reparatur zielt.

Mit dieser Begründung hat am 16. Oktober 1983 der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, in Horb den Peter Haag-Preis 1983 an Sylvia und Prof. Dr. Martin Greiffenhagen und damit zugleich dem Architekten Michael Karst überreicht.

Vorgeschichte

Und es wird wirklich alles wieder so, wie es war? Das mußten wir der achtzigjährigen Besitzerin des Hauses versprechen. Sie war in ihm aufgewachsen und bewohnte es schon ein Jahrzehnt allein. Bevor sie starb, bestimmte sie, daß wir es bekommen sollten. Über Freunde hatten wir von dem Haus und der alten Besitzerin erfahren, dazu von ihrem eigenwilligen Ziel, ihr Haus nur jemandem anzuvertrauen, der so wenig wie möglich ändern würde. Wenn sie es jetzt sehen könnte, wäre sie gewiß zufrieden. Das meint auch ihre Nichte, die das Haus von Kind auf kennt und sich nach wie vor in ihm zurechtfindet.
Alles hatte damit angefangen, daß wir wieder in einer richtigen Stadt wohnen wollten: zu Fuß gehen; frische Brötchen zum Frühstück holen; um die Ecke ein Eis essen; Gemüse einkaufen am Ende der Straße; auf dem Weg dorthin beim Fischhändler vorbeischauen; Post, Bank, Wäscherei und Friseur in der Nähe haben; in Konzerte, Theater, Ausstellungen und Kino gehen, ohne ins Auto steigen zu müssen; mit der S-Bahn zu unseren Arbeitsplätzen in Stuttgart fahren. Und Nachbarn wollten wir auch wieder haben.
Da schien uns Esslingen günstig. Wir suchten eine Wohnung im Zentrum der Stadt und hörten dabei von dem Sanierungsgebiet «Block H». Gleich bei unserem ersten Besuch im Haus waren wir uns einig: *Das ist es.* Dabei sprach viel gegen das Haus: Es hing schief nach Süd und Ost. Heute wissen wir, daß seine Neigung über alles 60 cm beträgt! Das erste Gutachten riet zum Abbruch, das zweite, nachdem das Haus unter Denkmalschutz gestellt worden war, war auf einen bedenklichen Ton gestimmt. Die Sanierung würde sehr teuer. Unsere Freunde sprachen auch gegen das Haus. Einzig seine schöne Lage inmitten des alten Stadtteils in der Nähe des Wolfstors ließen sie gelten.

Kleinbürgerviertel

Das Haus Im Heppächer 13 steht in einem Handwerker- und Weingärtnerviertel am Ostrand der Esslinger Altstadt. Hier lebten über Jahrhunderte die kleinen Leute der Stadt; schmale, niedrige Häuser, kleine Gärten und Höfe, auch Ställe. Heute wohnen in dieser Gegend noch immer einige Handwerker und Weingärtner. Die meisten der früheren Bewohner hat es aber inzwischen in die Esslinger Neubauviertel gezogen. Man sehnte sich nach sonnigen Räumen, man war die Treppen leid, wünschte sich einen Garten rund um das Haus: wie es ihnen das betuchtere Bürgertum seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorgelebt hatte, in ihren Villen mit Blick auf die Stadt.
Unser Viertel erlitt das Schicksal vieler Altstädte, es verfiel langsam. Die Zusammensetzung seiner Bewohner veränderte sich. Ausländer und alte Esslinger, die aus Anhänglichkeit oder aus Not blieben, stellten einen von Jahr zu Jahr steigenden Anteil. Erst langsam und als es fast zu spät war, erwachte das öffentliche Gewissen gegenüber diesen einfachen Stadtvierteln. Die Marktplätze der alten Städte hatte man früher wieder hergerichtet.
Unser Haus steht in einem Sanierungsgebiet, das von vier Straßen umschlossen wird. Der Wohnblock wurde im ganzen saniert. Hinterhäuser, Schuppen, Kaninchen- und Hühnerställe wurden entfernt. Neue Häuser füllen die Baulücken, die durch Abbruch entstanden waren. Unter dem neugewonne-

nen Innenhof liegt eine Tiefgarage. Oben ist Platz für Gartenparzellen und eine gemeinsam zu nutzende Fläche mit Bänken und Spielplatz. Inzwischen sind fast alle Häuser bezogen, von einer Einwohnerschaft, die aus verschiedenen Nationen, Berufen und Schichten gemischt ist.

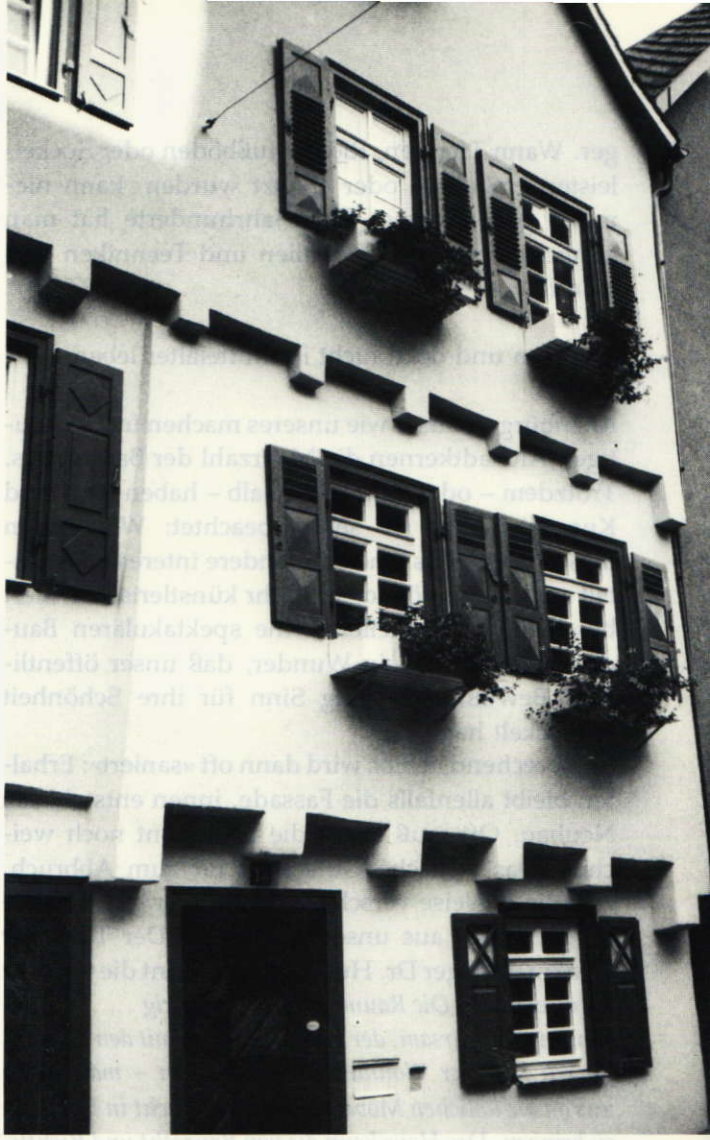
Ein Haus für Handwerker und Arbeiter

Unser Haus ist das älteste in diesem Esslinger Sanierungsgebiet. Es ist ein typisches Handwerkerhaus aus dem Mittelalter, um 1500 nach den Wohn- und Arbeitsbedürfnissen eines Handwerkers der Zeit gebaut: Das Erdgeschoß diente als Werkstatt und Verkaufsraum, die oberen Stockwerke beherbergten je drei Zimmer. In der Mitte des ersten Obergeschosses die Küche mit freiem Zugang zur Treppe nach unten: So konnte die Hausfrau Gesellen und Lehrbuben beaufsichtigen, wenn der Meister fort war. Zur Straßenseite lag der einzig geheizte Raum mit Bohlenbalkendecke und Bohlenwänden als Wärmeschutz. Diese Stube diente der Großfamilie als Aufenthaltsraum.
Über der Stube befand sich im zweiten Obergeschoß vermutlich ein Schlafzimmer. Man konnte es wärmen, wenn man vor dem Zubettgehen eine Falltür im Boden ausklappte: Die warme Luft der Stube stieg nach oben. Auf diese Falltür wies in unserem Haus nur noch ein Ausschnitt zwischen den Deckenbalken der Stube hin. Wir haben ihn gelassen: als baugeschichtliche Erinnerung. In den Zimmern beider Obergeschosse zur Hofseite hin schliefen Kinder, Gesellen, Lehrbuben oder Dienstboten.
Das dritte Obergeschoß diente früher als Bühne oder Boden, zur Lagerung von Brennholz, zum Wäschetrocknen und Dörren von Früchten, Pilzen und Kräutern. Es ist jetzt ein moderner Wohnraum.
Ein typisches Baudetail vieler Altstadthäuser findet sich auch in unserem Haus: der Abort, wie ein Starenkasten an die Hauswand zur Hofseite gehängt. Er ist jetzt auf modernen sanitären Stand gebracht und nicht mehr aus Holz. Hinter dem Haus liegt ein Gärtchen, lang und schmal. Wir haben es als verzierten Nutzgarten angelegt, wie es ihn früher häufig gegeben hat: mit kleinem Pflasterhof, Mittelweg und streng geometrischen Beetformen.
Handwerkerhäuser waren meist klein, entsprechend dem schmalen Geldbeutel ihrer Bauherren. Unseres ist an Schmalheit kaum zu übertreffen, mit 4 m Breite und 10 m Tiefe. Der größte Raum ist die Stube im Obergeschoß, sie mißt 19 m^2. Die anderen Zimmer sind kleiner, teilweise winzig. Die Raumhöhen sind niedrig, im Erdgeschoß je nach Neigung des Hauses zwischen 1,75 und 2,10 m. Wer über

Stube mit Bohlenbalkendecke, Bohlenwänden und Riemenfußboden. Die Holzböden blieben im ganzen Haus erhalten.

1,80 m groß ist, der stößt leicht an Balken, jedenfalls muß er beim Betreten der Zimmer unter dem Türrahmen den Kopf einziehen. Die Tür zum Garten ist nur 1,60 m hoch. Sie in den Deckenbalkenbereich hinein zu erhöhen, hätte den Raumeindruck des Erdgeschosses zerstört.
In einem solchen Handwerkerhaus lebte ursprünglich wohl nur eine Familie. Wer die Bauherren unseres Hauses waren, werden wir leider kaum mehr herausfinden können: Über so bescheidene Häuser geben die Akten des Esslinger Stadtarchivs nur spärliche Auskunft. Allein Kaufs- und Verkaufsdaten sind festgehalten. Handwerkerhäuser blieben meist über Generationen im Besitz derselben Familie und wurden deshalb nicht aktenkundig. Steuerlisten und Brandakten als Quellen heranzuziehen, ist langwierig und mühsam. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fließen die Quellen reichlicher.
Über die Bewohner unseres Hauses und ihre Berufe seit 1769 wissen wir inzwischen Bescheid: Sie waren

Metzger, Weingärtner, Schumacher, Schlosser und Schneider, die Frauen Handschuhnäherinnen und Wäscherinnen, später dann zunehmend Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen. Die Geschichte unseres Hauses spiegelt auf exemplarische Weise Niedergang und Proletarisierung der Handwerkerschicht im 19. Jahrhundert: Die Besitzer wechselten rasch. Kaum war das Haus erworben, zwangen die sich rapide verschlechternden Wirtschaftsverhältnisse schon wieder zum Verkauf. Mehrmals taten sich einige kleine Handwerker oder Arbeiter als Käufer zusammen. Um das Haus halten zu können, mußte man untervermieten. Das Adreßbuch von 1847 nennt als Bewohner dieses Hauses mit 100 m² Wohnfläche:
Rapp, Carl, Weingärtner
Berger Ferdinand, Weingärtner, ledig
Muff, Lorenz Melchior, Fabrikarbeiter
Schöttle, Luise, Handschuhnäherin
Vettinger, Margarete, Spuhlerin.
Noch das Foto von 1920 zeigt, wie viele Menschen damals in dem kleinen Haus lebten. Dabei sind auf dem Bild nicht einmal alle Bewohner zu sehen: Die Buben waren beim Militär.



Heutige Straßenfront der Haushälfte Im Heppächer 13, Esslingen
Auf der linken Seite: Im Heppächer 11 und 13, ein Foto aus dem Jahre 1920 zeigt das Doppelhaus und seine Bewohner.

Baugeschichte: zuerst ein gotisches Reihenhaus

Aus zwei Gründen wurde unser Haus unter Denkmalschutz gestellt: Das Haus Nr. 13 bildet zusammen mit Nr. 11 ein Doppelhaus. Beide Häuser sind seit dem Mittelalter durch die Fachwerkkonstruktion verbunden und haben ein gemeinsames Dach. Im übrigen sind sie selbständig: Eingänge, Treppenhäuser, Keller, Dachräume, Ver- und Entsorgungen.
Solche Doppelhäuser wurden häufig von Leuten gebaut, die wenig Geld hatten. Die Stadtväter des Mittelalters haben diese Bauweise vermutlich unterstützt, ergibt sie doch eine stattliche Hausfront an Stelle von schmalbrüstigen Häuschen wie dem unseren. In oberschwäbischen Städten findet man heute noch einige dieser gotischen Reihenhäuser. In Esslingen ist unseres, so weit wir wissen, das einzige.
Der zweite Grund für den Denkmalschutz galt unserer Haushälfte allein: Es ist die Stube mit Balkendecke und, wie sich beim Bau zeigte, zwei gut erhaltenen Holzwänden mit Bohlen von 40 bis 50 cm Breite und 8 cm Stärke. Beim Abbeizen der mit vielen Schichten Ölfarbe bestrichenen Deckenbalken fanden wir Reste von Schablonenmalerei in schwarzer Kaseinfarbe, vermutlich aus der Erbauungszeit. Die Motive und ihre Wiederkehr wurden von Fachrestauratoren in sorgfältiger Puzzlearbeit herausgefunden. Dann wurden sie ausgebessert oder wiederhergestellt.
Das Haus verbirgt seine Baugeschichte nicht. Nur die Stube ist rein gotisch geblieben. Viele Details zeigen die späteren Architekturphasen: Das Dach war in der Barockzeit neu aufgesetzt worden und ist jetzt noch einmal völlig erneuert. Barock sind Türgriffe, Türbänder und Fenstervorreiber. Das Biedermeier hinterließ Spuren im zweiten Obergeschoß: Das frühere Schlafzimmer wurde zum Wohnraum mit größeren Fenstern, Deckenstuckfries und Parkettfußboden. Aus dem Biedermeier stammen, wie uns Kenner belehrten, auch Fensterfutter, Türfutter und die handgestemmten Türen. Die Decke im Erdgeschoß schließlich wird von einem Stahlträger gestützt, den wir erst häßlich fanden, heute aber ehrwürdig nennen: Er stammt aus der Zeit um die Jahrhundertwende, ist somit wohl einer der ersten überhaupt verwendeten Stahlträ-

ger. Wann Treppen, Riemenfußböden oder Sockelleisten eingebaut oder ersetzt wurden, kann niemand genau sagen: Über Jahrhunderte hat man ähnliche Formen, Materialien und Techniken verwandt.

Sanieren und doch nicht im Mittelalter leben

Kleinbürgerhäuser wie unseres machen in den heutigen Altstadtkernen die Mehrzahl der Bauten aus. Trotzdem – oder gerade deshalb – haben Bau- und Kunsthistoriker sie selten beachtet: Wennschon diese Häuser das eine oder andere interessante Detail aufweisen mögen, so ist ihr künstlerischer Wert bescheiden. Sie stellen keine spektakulären Baudenkmäler dar. Kein Wunder, daß unser öffentliches Bewußtsein wenig Sinn für ihre Schönheit entwickelt hat.
Entsprechend lieblos wird dann oft «saniert»: Erhalten bleibt allenfalls die Fassade, innen entsteht ein Neubau. Oft muß selbst die Hausfront noch weichen: Das statische Gutachten rät zum Abbruch. Auf diese Weise verschwinden immer mehr Kleinbürgerhäuser aus unseren Städten. Der Tübinger Denkmalpfleger Dr. Hubert Krins nennt die Gründe im einzelnen: *Die Raumhöhen sind niedrig . . ., die Belichtung ist sparsam, der Raumzuschnitt mit den Vorstellungen heutiger Wohnungseinrichtungen – man denke nur an die üblichen Möbelprogramme – nicht in Einklang zu bringen. Das Haus kann die von Baurecht und Richtlinien geforderten Normen nicht buchstabengetreu erfüllen, es sei denn, man verzichtet auf alles, was seinen Wert ausmacht, auf seine gestalterische Eigenständigkeit und auf seine nur ihm gehörenden geschichtlichen Merkmale,* (In: SCHWÄBISCHE HEIMAT Heft 1983, 1, S. 48)
Darum ging es: Das Alte zu achten und schonend zu sanieren; auf Nachteile, die sich nicht ändern ließen, vorbereitet zu sein; und bei alledem doch nicht im Mittelalter zu leben. Diese drei Aufgaben haben wir gelöst: Das Haus ist das alte geblieben. Nach einjährigem Wohnen wissen wir, daß wir mit den Nachteilen zurechtkommen. Und schließlich wohnen wir als moderne Menschen in diesem Haus, mit Bädern, Medien, fünf Telefonen und einer Sonnenterrasse im Dachstock.

Lernprozeß Sanierung

Sobald wir wußten, daß wir das alte Haus kaufen würden, haben wir uns an das Thema Sanierung gemacht. Wir waren beide völlig unerfahren. Natürlich fingen wir theoretisch an – eine Berufskrankheit –, mit Büchern aus Bibliotheken. Gleichzeitig sahen wir uns in alten Städten um, besonders im oberschwäbischen Allgäu, besuchten Heimatmuseen und lernten auf diese Weise, worauf wir früher nie geachtet hatten: Wie waren Fassaden gegliedert? Welche Dachdeckung gehörte auf welches Haus? Wie waren die Wände verputzt, außen und innen? Was für Fußbodenbeläge waren zu welcher Zeit in welchen Häusern?
Geschichten dafür, wieviel wir lernen mußten, gibt es viele. Zum Beispiel die Fenster: Wir wußten weder, was ein Kämpfer noch was ein Vorreiber ist. Wir hatten noch nie auf Fensterrahmen, ihre Maße, Profile und Farben geachtet. Wir hatten keine Ahnung von der Einteilung der Sprossen, der Anordnung von Lüftungsflügeln. Heute sind wir beinahe Fachleute dafür und jedenfalls stolz auf unsere Fenster.
Oder die Riemenfußböden: Als wir das Haus erwarben, waren die Böden unansehnlich grau, mit dikken Schichten alter Wachs- und Farbreste bedeckt. Abziehen und versiegeln wollten wir sie nicht. Also fragten wir uns durch, in der Nachbarschaft, bei Heimatmuseen, in Drogerien, bei Berufs- und Laiensanierern. Jeder nannte ein anderes Rezept, keines überzeugte uns voll. Die Lösung fand sich bei einer alten Dame unseres Viertels, die solche Böden von früher noch kannte: mit Stahlwolle spänen, dann mit Schmierseife einreiben und mit Hartwachs verschließen. Schmierseife sollte sich später noch häufiger als Geheimtip erweisen, sie ist zur Pflege von altem Holz wie von Fliesen gut geeignet.
Als letztes Beispiel unserer Lernprozesse die Behandlung alter Fliesen: Der schöne überkommene Terrazzoboden in der Küche war nicht heil durch den Umbau zu bringen, von Holzfußboden im Bad riet unser Architekt ab – was also? In Frage kamen

Neues Fenster mit Kämpfer und Lüftungsflügeln; die Klappläden konnten erhalten werden.

Cotto-Fliesen, Terrazzofliesen oder Glattstrich wie in alten norddeutschen Häusern. Als wir noch überlegten, stießen wir auf eine Aachener Firma, die mit altem Baumaterial handelt. Hier konnten wir ausgebaute Bodenplatten aus dem 17. und 18. Jahrhundert erstehen, sogar für das Erdgeschoß, das ursprünglich Holzpflaster bekommen sollte. Aber dieser schöne Kauf brachte neue Probleme: Wie sollte man die alten Platten schonend von Kalkresten säubern, wie wurden sie verlegt, welcher Mörtel war verwendbar? Normaler Zementmörtel blüht durch. Dies traurige Schicksal erleiden alte Tonplatten häufig; sogar in Heimatmuseen haben wir es gesehen. Wie und womit konnte man die Platten vor oder nach dem Verlegen imprägnieren? Auf der Suche nach Antworten telefonierten wir mit dem Altonaer Museum, mit dem Cloppenburger Freilichtmuseum, mit den Dombaumeistern von Aachen und Ulm. Schließlich fanden wir eine passable Lösung, dazu einen Plattenleger, der bereit war, mit uns das Experiment zu wagen.
Gleichzeitig mit solchen Überlegungen fingen wir an, den Innenausbau zu planen: Wie wollten wir in dem Hause leben, ohne seinen Grundriß zu ändern? Lange vor Baubeginn wußten wir genau, wie wir die Zimmer verteilen und nutzen würden.

Architekt und Handwerker ziehen mit

Mit unserem Architekten, Dipl.-Ing. Michael Karst aus Stuttgart, hatten wir großes Glück: Bereitwillig ging er auf unsere Vorstellungen ein und förderte unser Ziel einer möglichst schonenden Sanierung mit vielen Ideen. Er gewann Handwerker, die Sinn für unsere altmodischen Wünsche hatten. Haustür und alte Balken, Türschlösser und Vorreiber trieb er selbst auf. In der «heißen» Bauphase war er jeden Tag für Stunden im Haus und legte bei kniffligen Sachen selbst Hand an. Wie schwierig allein die Aufmessungsarbeiten waren, weiß nur er selbst: Wir sahen nur sein sorgenzerfurchtes Gesicht, wenn wieder 20 cm «fehlten».
Auch mit den Handwerkern trafen wir's gut; viele mußten ja ungewohnte Techniken verwenden und mit ausgefallenen Materialien umgehen: mineralischem Putz, Kalk. Die Sockelbretter sollten den krummen Wänden folgen, mußten also gebogen werden. Für die Fensterprofile mußte ein eigenes Messer hergestellt werden. Vor allem der Plattenleger hatte es schwer; er brauchte Geduld und viel Liebe zur fugenlosen Verlegung der alten Fliesen und Platten, dazu noch diagonal. Die Mühe hat sich gelohnt: Fliesenwände und Fußböden sehen heute so aus, als hätten sie immer zum Haus gehört.

Rote Ton-Platten aus dem 18. Jahrhundert, diagonal und press verlegt. Das Treppenhaus wurde erhalten.

Bei der Sanierung haben wir in jeder Hinsicht große Sorgfalt geübt: Das Haus wurde statisch im gegenwärtigen Zustand gesichert. Seine Neigung wurde belassen. Auf einen Ausgleich der Deckengefälle durch Anheben der Tragbalken wurde verzichtet, auch im Falle der extrem niedrigen Decke im Erdgeschoß. Der Grundriß und die Treppenführung des Handwerkerhauses wurden beibehalten, Lichteinbußen bei den in der Mitte liegenden Räumen in Kauf genommen. Es wurden durchweg alte Handwerkstechniken und alte Materialien verwandt:
Das Dach ist mit Ton-Biberschwänzen gedeckt.
Wo die alten Lehmwickel in den Wänden ersetzt oder ergänzt werden mußten, da wurden Ziegel verwendet.
Beschädigte oder zu schwache Holzteile wurden durch Holz ersetzt, an sichtbaren Stellen durch altes Holz.
Alle Wände sind mit mineralischem Putz versehen und wurden gekalkt.
Die handgestemmten Türen und Fensterläden wurden erhalten oder nachgebaut.

Küche. Fußboden mit Platten aus dem 17. Jahrhundert, diagonal und press verlegt.

Zimmer im Geschmack des 19. Jahrhunderts: größere Fenster, Deckenstuckfries und Parkettfußboden.

Die Sprossenfenster haben Kämpfer und die früher üblichen kleinen Lüftungsflügel über dem Kämpfer. Auf Griffe haben wir durchgängig verzichtet zugunsten alter Vorreiber.
Die hohen Sockelbretter wurden nachgebaut.
Der Stuckfries im Eßzimmer wurde wieder hergestellt.
Die Treppen wurden während des Baus geschützt und haben alle Arbeiten gut überstanden. Die Wangen wurden von Ölfarbe befreit und mit Bienenwachslasur behandelt, die Stufen teilweise ausgebessert. Die Treppe zum Dachgeschoß, das früher Dachboden war, ist neu in schlichter, aber besonders sorgfältiger handwerklicher Ausführung.
Eine als Antiquität erworbene eichene Tür mit Rautenmuster und altem Schloß ersetzt die baufällige und erst in jüngerer Zeit eingebaute Haustür.
In zwei Zimmern wurden die vorhandenen alten Riemenfußböden während der Bauphase geschützt und belassen. Im Flur und zwei weiteren Zimmern wurden die Holzböden vor Beginn der Sanierung aus- und später wieder eingebaut. Alle Böden wurden gespänt und gewachst.
Die Bodenplatten im Erdgeschoß, in Duschbad, WC und Küche, die Wandfliesen in WC und Küche wurden antiquarisch besorgt. Sie stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Wie lebt es sich heute in einem mittelalterlichen Haus?

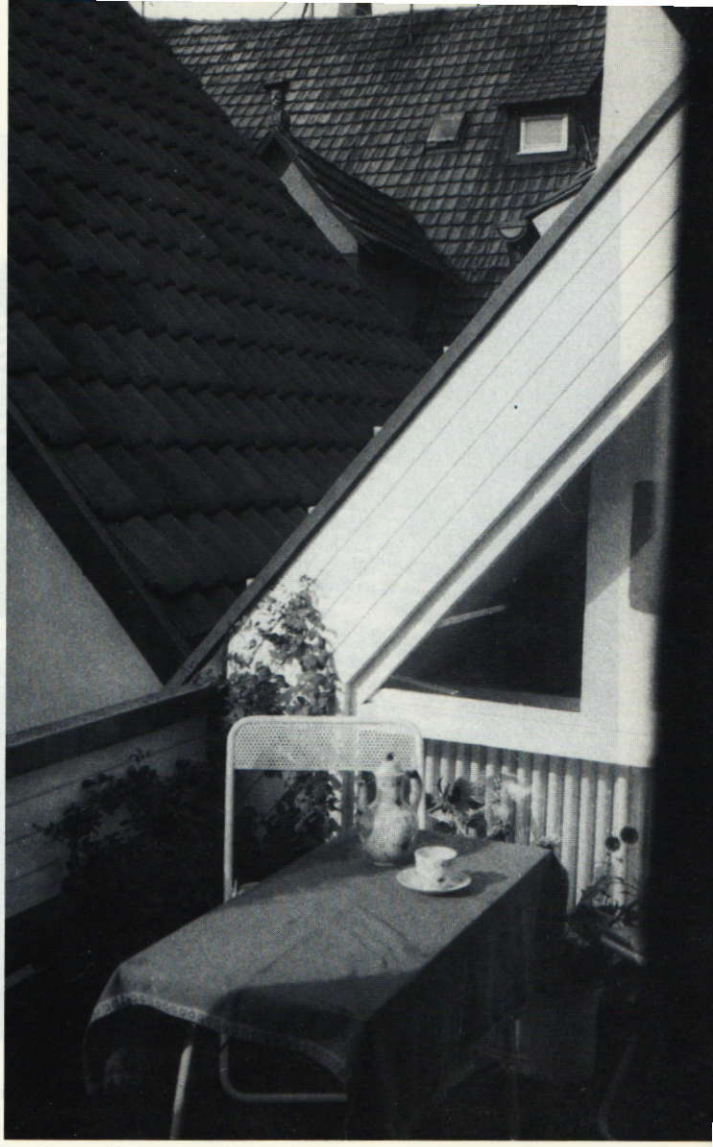
Folgende Bedingungen wollten wir gern, konnten wir leicht oder mußten wir halt akzeptieren:
Das Haus hat viele, teilweise winzige Zimmer.
Wir wohnen auf sechs Stockwerken, wenn man Keller und Bühne mitrechnet. Eßzimmer, Bad und Dachgeschoß erreichen wir nur auf dem Weg durch die Küche. Die Geräuschisolierung ist schlecht. Fußböden und Treppen knarren. Da das Treppenhaus durchgeht, sind Dachstock und Erdgeschoß akustisch miteinander verbunden. Türen fallen ins Schloß, der schrägen Wände wegen. Türschwellen und Deckenbalken verlangen Vorsicht oder Gewöhnung. Die mit Holzdecke und Holzwänden ausgekleidete Stube ist dunkel. Moderne Möbelprogramme passen nicht in die kleinen und niedrigen Räume.
Manche dieser typischen Altbau-Schwierigkeiten brachten für uns keine Probleme. Einige konnten wir durch rechtzeitige Planung vermeiden oder abschwächen. Mit dem Rest müssen wir zurechtkommen. Einige Beispiele: Die vielen kleinen Zimmer sind für uns günstig. Wir arbeiten beide zu Hause, brauchen also ohnehin mehr Zimmer.

Das Treppensteigen hält sich durch die Einteilung des Hauses in mehrere Wohnbereiche in Grenzen: Die beiden unteren Geschosse werden hauptsächlich vom Hausherrn, das obere vor allem von der Hausherrin bewohnt, das mittlere dient gemeinsamer Nutzung. Neben der Stube im ersten Obergeschoß liegt eine Teeküche: für den nachmittäglichen Tee, den abendlichen Wein und die Bewirtung von Gästen. Wir tragen das hier anfallende Geschirr nicht hinauf in die Küche, sondern spülen es rasch dort ab. Das gerade rechtzeitig entwickelte Familientelefon der Post spart viele Laufwege.

Knarrende Fußböden stören uns nicht. Die mangelnde Schallisolierung können wir zum Teil durch geschickte Nutzung der vielen Zimmer auffangen. An die Türschwellen haben wir uns längst gewöhnt. Man «betritt» einen Raum bewußter, wenn man den Fuß heben muß. Die dunkle Stube und die verschiedenen Lichtwerte in den Räumen finden wir interessant; ein Regentag wird als dunkel erlebt. Wer lesen will, muß ans Fenster rücken. Wenn die Sonne scheint, geben Licht und Schatten auf Böden und Wänden ein schönes Spiel. Außerdem: Von Stockwerk zu Stockwerk wird es heller, bis zum voll ausgeleuchteten dritten Obergeschoß mit Dacheinschnitt und Markise gegen zu viel Südsonne. Das Prinzip der unterschiedlichen Ausleuchtung des Hauses gilt übrigens auch für das künstliche Licht: Wir haben – mit Ausnahme von Stube und Eßzimmer – keine Lampen, sondern im ganzen Haus Spotlights, die sich verschieden richten lassen.

Nun noch zur Frage der Möblierung: Besitzer von Schrankwänden und Sitzgarnituren könnten mit unseren kleinen Zimmern nichts anfangen. Wir hatten immer schon einzelne Möbel. Sie fügen sich jetzt gut ins Haus. Einige stehen sogar besser als bisher in unserer Neubauwohnung. Schränke und Bücherregale nehmen Keller und Erdgeschoß auf. So bleiben die Zimmer frei und bringen eine gute Raumwirkung. Bei der Einrichtung half uns unsere Freundin, Innenarchitektin Helga Griese, Stuttgart. Ihr Rat hat viele Probleme gelöst und manchen Raum schöner gemacht.

Als das Haus fertig war, luden wir zu einem Tag der offenen Tür ein: Freunde, Nachbarn, Handwerker und alle, die mit dem Bau zu tun hatten. Als sie alles angeschaut hatten, war die frühere Skepsis verflogen, man fand unser Experiment gelungen. Unter den Gästen war ein Ehepaar, das uns vom Peter Haag-Preis erzählte und uns Mut zur Bewerbung machte. Die Frist lief noch, Architekt Karst machte Farbfotos, wir schrieben den Bericht – und freuen uns heute mit ihm, daß unser kleines Haus so große Beachtung findet.



Dacheinschnitt mit kleiner Terrasse.

Moderner Wohnraum im Dachgeschoß.

Bildnachweis

Titelfoto: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 5: Stadtarchiv Heilbronn; S. 6: Landesbildstelle Württemberg; S. 9–13: Oswin Angst, Wilflingen, und Helmut Reichelt, Hechingen; S. 15–29: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 31: Rupert Leser, Bad Waldsee, S. 42: Gebr. Metz, Tübingen; S. 44: Dr. H. Hell, Reutlingen: S. 45: Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe; S. 47: K.-H. Kuball, Freudenstadt; S. 49–55: Sylvia und Martin Greiffenhagen, Esslingen; S. 56–59: Oswald Schoch, Enzklösterle; S. 61: Josef F. Klein, Stuttgart; S. 76: Cornelia Sick, Stuttgart.

Ein 300jähriges Fachwerkhaus in Obersulm-Sülzbach

Gerhard Wieland-Klug

Zu den drei prächtigen, vermutlich vom Kloster Schöntal errichteten Fachwerkhäusern in Sülzbach gehört auch das Gebäude Eberstädter Straße 11, das einen riesigen gewölbten Weinkeller aufweist. Erbaut wurde es im Jahr 1684. Das frühe 18. Jahrhundert fügte das «Türmle», einen durch seine vier geschnitzten Eckbalken ausgezeichneten Anbau, hinzu. Schon vor Jahrzehnten war eine Instandsetzung des Gebäudes dringlich geworden. Unsachgemäße Eingriffe – wie die Entfernung von Fachwerkteilen im Erdgeschoß und im Südgiebel in den 60er Jahren – drohten weitere Verluste der Denkmalqualität nach sich zu ziehen. Der Erwerb durch den jetzigen Besitzer brachte 1979 die Wende. Zug um Zug konnte das Haus außen und auch mit wesentlichen Teilen des Innern instand gesetzt werden und seine einstige Schönheit wiedergewinnen. Mit diesem Beispiel ist ein Signal für weitere denkmalpflegerische Maßnahmen in der Umgebung und im Ort gesetzt worden.

Reich verzierter Eckbalken; man vergleiche auch das Titelbild, das den Erker, das «Türmle», mit den auffallenden Eckbalken deutlich zeigt.

Mit dieser Begründung hat der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, Gerhard Wieland-Klug und die Restauratoren Heidelinde und Norbert Malek mit dem Peter Haag-Preis 1983 ausgezeichnet, mit dem beispielhaftes denkmalpflegerisches Engagement von Privatleuten und ihren Mitarbeitern herausgehoben werden soll. Doch nun hat der Eigentümer selbst Gelegenheit, dieses Haus vorzustellen, seine Wiederherstellung und seine Baugeschichte.

Liebe auch nach dem ersten Blick

Es war im April 1978, als Freunde anriefen und mir mitteilten, in der Zeitung sei ein Bericht über ein altes Fachwerkhaus abgedruckt. Dieses Haus stehe seit Jahren leer, sei denkmalgeschützt und sei – was ja auch nicht ganz unwichtig wäre – verkäuflich. Kurz entschlossen wurde mit den Freunden zusammen das Haus besichtigt. Beeindruckend die herrlich ge- und beschnitzten Balken des Giebels und des Erkers. Doch die Lage, der Zustand und die Größe ließen gewisse Zweifel aufkommen. Beim Herumgehen um dieses Objekt fand ich an der alten Kelter, die direkt nebenan steht, einen kleinen Durchlaß, der auf ein anderes altes Haus zuführt. Ich ging durch diesen kleinen Durchlaß und stand vor einem alten Fachwerkhaus mit Türmchen, Erker und schiefhängendem Fachwerkanbau. Das Mauerwerk des Hauses war herrlich blau-lila angestrichen. Seit Jahren oder Jahrzehnten hatte dieses Haus keinen Handwerker mehr gesehen.

Seit diesem Augenblick war klar: wenn überhaupt ein altes Haus, dann nur dieses oder keines. Es war Liebe auf den ersten Blick. Das Problem war nur, daß es eigentlich nicht verkäuflich war. Die Lösung dieses Problems beanspruchte beinahe eineinhalb Jahre. Stockwerk um Stockwerk, Gartenanteil um Gartenanteil mußte in mühsamen Gesprächen erworben werden. Im Sommer 1979 war es dann endlich soweit, die Kaufverträge konnten unterschrieben werden.

Jetzt war ich also Besitzer eines denkmalgeschützten Fachwerkhauses. Von nun an ging's – hoffentlich – bergauf. Im Frühjahr 1980 begann nach Auszug aller Mieter dann die Renovierung. Mit viel Eigenleistung, mit guten und selbst auch begeisterten Handwerkern wurde geklopft, geschippt, gemauert. Ca. 30 Container Dreck und Schutt wurden abgefahren. Es wurde überlegt, wie man Histori-

Blick in den Treppengiebel des Hauses nach der Restaurierung.

sches mit Neuem am besten verbindet, wie man den Komfort des 20. Jahrhunderts in ein Haus aus dem Jahre 1684 möglichst unauffällig und dezent einbaut.

Die Freude am Baufortschritt überwog den unausbleiblichen Ärger, verdrängte unliebsame Überraschungen. Idealismus und eine durch nichts zu erschütternde Begeisterung sind wohl die Grundbedingungen, die vorhanden sein müssen, um die Wiederbelebung einer alten Bausubstanz einigermaßen gut zu überstehen. Die Verpflichtung des Bewahrens und Erhaltens, die man sich mit solch einem Objekt einhandelt, ist mit allen positiven und negativen Seiten lebenslänglich.

«ANNO DOMINI 1684 J.A.R.» – diese Inschrift steht über der Eingangstüre auf einem geschnitzten Balken. Zu dem Zeitpunkt ist wohl der rechteckige Grundbau als eichenes Ständerfachwerk errichtet worden. Als einziger Teil dieser Bauphase ist der Giebelerker über der Türe mit Zierfachwerk gebaut worden. Ansonsten wurden nur die Knaggen des Südgiebels mit Rosetten beschnitzt.

Das *Türmle* mit den vier Eckfiguren ist mit Sicherheit erst einige Zeit später angebaut worden. Der gesamte Eindruck weist schon stark barocke Züge auf. Leider können die Buchstaben und Zahlen in den Wappenschildern der unteren Eckfiguren nicht mehr entziffert werden, so daß eine exakte Datierung unmöglich erscheint. Vielleicht kann das Jahr 1714, das in einem Schlußstein im Gewölbekeller eingemeißelt ist, als An- oder Umbaujahr angesehen werden. In dieser Zeit ist wohl auch die barocke Stuckdecke im großen Zimmer des ersten Stockes entstanden, die unter sehr großem Aufwand erhalten worden ist.

Als letzter Erweiterungsbau ist um 1800 der westliche Anbau ausgeführt worden. Danach wurden keine Anbauten bzw. große Änderungen mehr vorgenommen. Lediglich um 1960 wurde im Erdgeschoß das Fachwerk zur Straßenseite hin und an Teilen des Südgiebels herausgenommen, angeblich wegen Einsturzgefahr eines gebogenen Tragbalkens am Eingang, und durch eine Backsteinwand ersetzt. Dieser Stilbruch ist bei den Instandsetzungsarbeiten 1980 wieder entfernt worden.

Bei den Renovierungsarbeiten ist sehr großer Wert auf die Erhaltung der historischen Bausubstanz gelegt worden. So wurden zwei alte Haustüren aus dem 18. Jahrhundert aufgetrieben, instand gesetzt und eingebaut. Bei der Innenraumgestaltung wurde zum größten Teil die alte Raumaufteilung belassen, originale Barocktüren eingebaut, Balkendecken freigelegt, die erwähnte Stuckdecke gerettet und ein Geländer aus dem 18. Jahrhundert eingefügt. Im Flur und in einem weiteren Raum sind die alten gebrannten Tonplatten – wohl auch 18. Jahrhundert –, die im Getreideboden des zweiten Obergeschosses vorhanden gewesen sind, wieder verwendet worden.

In der Oberamtsbeschreibung Weinsberg wird 1861 das Haus wie folgt erwähnt: *An der Nordseite des Dorfes zeichnet sich ein von einem ehemaligen Kaufmann im städtischen Stil gebautes Haus mit einem Garten aus, in welchem eine Hopfenanlage war. Jetzt ist das Haus an einen Bauern verkauft seit 1848.* im Heimatbuch Weinsberger Tal wird das Haus wie folgt erwähnt: *Im Dorf sind schöne Häuser mit Holzfachwerk, darunter sind viele Eckbalken mit prächtiger Schnitzarbeit vorhanden.* (Der unter dem östlichen Eckständer ist abgebildet.)

Weitere Nachforschungen über die Baugeschichte, Vorbesitzer etc. haben noch zu keinem Erfolg geführt. Es kann sich nicht um einen «einfachen Bauern» gehandelt haben, der nur wenige Jahrzehnte nach dem 30jährigen Krieg ein für damalige Zeiten großes und aufwendiges Haus in Sülzbach erbaut hat.

Ein Haus mit Zukunft – Das Talhaus in Horb

Guido und Nina Michielin

Schon im späten 15. Jahrhundert wird das «Talhaus» in Horb erwähnt, doch dürfte das Gebäude in seiner heutigen Form aus dem 16. Jahrhundert stammen. Von seiner Funktion als Scheuer zeugen die mächtigen hölzernen Stützen im Innern, welche die Lasten in den einzelnen Stockwerken zu tragen hatten. In den 70er Jahren war das Haus dem Zusammenfallen nahe, doch gelang es dem von Horber Bürgern getragenen «Talhaus-Förderverein», das Interesse der Öffentlichkeit für die Erhaltung des Gebäudes zu wecken. 1979 erwarben es die jetzigen Besitzer und sanierten es von Grund auf. Dabei gelang es ihnen, trotz des schlechten Bauzustandes die alte Bausubstanz im wesentlichen zu erhalten. Das Talhaus wurde nicht nur bewohnbar gemacht, sondern dient gelegentlich im Erdgeschoß auch als Treffpunkt bei kulturellen Veranstaltungen.

Eine Urkunde mit diesem Text hat der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, am 16. Oktober 1983 an Nina und Guido Michielin sowie an den Architekten Albrecht Laubis übergeben und sie damit mit dem Peter Haag-Preis 1983 ausgezeichnet. Dies geschah im Rahmen einer Veranstaltung, die im Erdgeschoß des Horber Talhauses stattgefunden hat. Die Eigentümer schildern im folgenden Artikel die Vergangenheit dieses eindrucksvollen Baus, seine Wiederherstellung und die Umnutzung zu Wohnzwecken.

Wer gut aufgehoben am obersten Giebelfenster des Talhauses sitzt, achtzehn Meter über dem Verkehr der häßlichen Altheimer Straße, mit Blick auf Dächer, Giebel und Türme der sehenswerten Horber Stadtkulisse, dem fällt es schwer, nur sachlich über dieses Haus zu schreiben. Als unsere Familienabordnung 1979 zum ersten Mal vor der alten Fachwerkscheuer stand, da war es so etwas wie Liebe auf den ersten Blick.

Ende des 16. Jahrhunderts gebaut?

Über die Entstehungszeit des Talhauses läßt sich mit Sicherheit sagen, daß sie vor der Grundbucheintragung von 1819 liegt – der ältesten Erwähnung des Gebäudes – und, aufgrund der Bausubstanz, auch vor dem Stadtbrand von 1725, der einen Großteil von Horb in Asche legte. Was sonst darüber geredet und vermutet wurde, auch von Fachleuten, blieb unverbindlich. Wahrscheinlich hat an der Stelle, die heute die Nr. 52 in der Altheimer Straße einnimmt, schon seit der Besiedelung des Tals ein Haus bzw. ein Speicher gestanden. Es muß nicht das jetzt instand gesetzte Talhaus sein. Das heute sichtbare Fachwerk gleicht datierbaren Formen vom Ende des 16. Jahrhunderts. Das Alter des Holzes ließe sich durch ein dendrochronologisches Gutachten bestimmen, das aber aus Kostengründen noch aussteht.

Die jetzigen Bewohner pflegen die Beziehung zur Geschichtlichkeit ihres Domizils vielleicht am ausgeprägtesten angesichts der erhaben geschnitzten Zeichen auf einer Stützsäule des dritten Obergeschosses: ein von Buchstabenanordnungen – T, L, J ? – gekröntes Wappen über einem verschlungenen Rautengebilde und auf der gegenüberliegenden Seite ein Kreuz nehmen etwa die halbe Höhe der über zwei Meter hohen Säule ein. Welcher Bauherr, Baumeister, Handwerksmeister mag so von sich Kunde gegeben haben? Stolz und Gestaltungswillen, aber auch die Bindung an den christlichen Gott drücken sich da aus. Und so ist neben der Spreu und dem Staub der Jahre, die noch heute aus dem Gebälk rieseln, wenn die Lastwagen durch die Altheimer Straße dröhnen, auch etwas Menschliches auf uns gekommen, was jeden anrührt, der diesen Zeichen gegenübersteht.

Eine der Stützen im dritten Obergeschoß mit dem Zeichen des Bauherren oder des Baumeisters?

Die alte Scheuer, sechs Stockwerke hoch

Der Name *Talhaus* ist eine neue Wortschöpfung und vom urkundlich belegten *Heuhaus im Thal* abgeleitet. Das Tal ist ein derzeit etwas verwahrloster und dem Verkehr von und nach Freudenstadt ausgelieferter Teil der Horber Altstadt. Das Haus selber war zu unterschiedlichen Zeiten auch als *Fruchtkasten*, als *Hugenottenscheuer* und als *Zeughaus* bekannt. Wo schriftliche Dokumente fehlen, geben diese Namen doch ein paar Andeutungen über seine Geschichte. Das alte Heuhaus im Tal war eine über mächtigem Steinsockel errichtete sechsstöckige herrschaftliche Scheuer mit einem fast 19 Meter hohen und 12 Meter breiten Schaugiebel in alemannisch-fränkischer Fachwerkbauweise. Sie hat eine Tiefe von 16 Meter und ist an ihrer Rückseite über drei Geschosse in den Hang verankert. Ihre ungewöhnliche Konstruktion weckt immer wieder das Interesse von Fachleuten und Liebhabern alter Architektur.
Gewaltige achteckige Holzsäulen aus Schwarzwaldfichte, mit 50 cm Durchmesser stark dimensioniert, von Sockeln und Kapitellen abgeschlossen, tragen die einzelnen Geschosse bis ins Dach hinauf. Die Unterzüge sind als Doppelpfetten ausgeführt, auf denen die Deckenbalken und eine kräftige Dielendecke aufliegen. Typisches Merkmal der alemannischen Fachwerkbauweise ist das unmittelbare Aufsitzen der tragenden Stützen auf den Fußbodendielen. Eine Eigenart des Talhauses ist, daß diese Stützen nicht von Geschoß zu Geschoß übereinander stehen, sondern alle gegeneinander versetzt sind: jedes Stockwerk hat seine eigene Statik. Bei den Holzsäulen soll es sich um Flößerstämme aus dem Neckar handeln. Das lange Lagern im Wasser hat ihnen ihre Unverwüstlichkeit und eine fast samtene, glatte Haut verliehen. Das über die drei Dachgeschosse durchgehende reine Sparrendach gibt den Druck über die Dachkante auf die Außenwände ab, während eine getrennte Konstruktion die Decken des vierten und fünften Obergeschosses trägt.

Eindrucksvolle Schauseite

Die Fassade ist sowohl vom alemannischen als auch vom fränkischen Fachwerkstil bestimmt. Alemannische Elemente sind die die Waagerechte betonenden durchgehenden Sturz- und Brustriegel und die unter der Dachtraufe zu sehende Verbindung derselben mit verblatteten Stielen, fränkische Elemente die von der Fußbodenschwelle bis zur Deckenschwelle durchgehenden Stiele mit relativ engem Abstand sowie die in den unteren Stockwerken angewandten Verzapfungen.

Das Haus hat schon in der Vergangenheit einige erkennbare wesentliche Veränderungen erfahren. So ersetzte man das wohl durch Wettereinwirkung zerfallene Fachwerk auf der Westseite durch eine Mauer, die beim Beginn der Renovierungsarbeiten indessen auch schon wieder ausgeflickt und stark beschädigt war. Im Jahr 1913 mußte das ursprünglich runde Rotsandsteintor einem großen hölzernen Scheunentor weichen, und im Inneren durchschnitt ein Heuaufzug die Stockwerke bis unters Dach hinauf. Diese gewalttätige Maßnahme erlaubte zwar das bequeme Einfahren beladener Heuwagen, zerstörte aber nicht nur die ästhetische Ausgewogenheit der Fassade, sondern auch eine ganze Reihe von Stütz- und Deckenbalken: mehrere sind vertikal oder horizontal durchsägt, andere nach Bedarf aus Verblattungen und Verzapfungen gelöst und versetzt worden. Seither weisen die tragenden Holzteile an vielen Stellen Verletzungen auf.

Der Talhausverein wehrt sich gegen den Abbruch

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war der ehemalige Korn- und Heuspeicher nach und nach verfallen. Neben Beschädigungen am vielfach geflickten Dach, am gesamten Mauerwerk und insbesondere auf der Wetterseite waren es vor allem Anobien und Schimmel, welche die Baufälligkeit beschleunigten. Fußböden und Balkenköpfe waren verfault, die ganze Konstruktion neigte sich nach Westen, der Giebel, bedingt durch den Hangdruck, zur Straße.
Als schließlich der damalige Besitzer das *alte G'lomp* abreißen und durch ein modernes Gebäude ersetzen wollte, rührte sich Widerstand unter den Bürgern der Stadt, denen schon zu viel alte Bausubstanz zugunsten ausdrucksloser Container-Architektur verschwunden war. Im März 1977 haben 40 Horber mit der Gründung des *Fördervereins Talhaus Horb e. V.* den ersten Schritt zur Sicherung und Sanierung des Gebäudes getan. In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, und dem Bürgermeisteramt Horb erstellten Fachleute eine ausführliche Bestandsaufnahme und Nutzungskonzeption in Text und Zeichnung, die eine gemeinnützige Verwendung vorsah. Zur Diskussion standen z. B. eine Begegnungsstätte im Erdgeschoß, Unterbringung der Stadtbücherei, ein großer Versammlungssaal für die Volkshochschule oder für Sitzungen des Gemeinderats, der Parteien und der Horber Vereine, dazu Sitzungs- und Lehrzimmer sowie eine Hausmeisterwohnung unterm Dach. Da der Talhausverein als gemeinnütziger Verein nicht selbst Träger des Objekts sein konnte,

hätte die Stadt Horb das Gebäude erwerben und als Sanierungsträger auftreten müssen. Finanzierungsprobleme und ein zu spät gestellter Antrag auf Zuschuß beim Denkmalamt brachten die Talhaus-Retter auf einen Tiefpunkt der Resignation, den die lokale Presse am 13. 12. 1978 so kommentierte: *Auch der Idealismus kann müde werden.* Das Verdienst des Vereins bleibt es, die Öffentlichkeit und die Denkmalschutzbehörde alarmiert und den Abbruch verhindert zu haben. Daß das Talhaus im Frühjahr 1979 in private Hand gegangen ist, mag bei vielen Vereinsmitgliedern Enttäuschung hervorgerufen haben; sie konnten indessen durch die gelungene Renovierung versöhnt werden.

Gebäudesicherung:
1500 m³ Erdreich rutschen ins Hausinnere

Nach gründlicher Planung, die das Einvernehmen mit dem Denkmalamt und einen Antrag auf Zuschuß einschlossen, konnte die Instandsetzung im Januar 1980 beginnen. Die ehemalige Scheuer sollte zu einem Wohnhaus mit Einliegerwohnung, ausgebautem Dachgeschoß und flexiblem Allzweckraum im Parterre umgebaut werden.
Die ersten Arbeiten galten der Gebäudesicherung. Die im Hang liegende, bis zu 2,30 Meter starke Bruchsteinwand, die dem Hangdruck nachgegeben hatte, wurde abgetragen. Dabei rutschten trotz Absicherung des Hanges ca. 1500 Kubikmeter Erdreich ins Hausinnere, die abzutransportieren waren. Statt den entstandenen Freiraum mit Tausenden Tonnen Kies zuzuschütten, änderte man den Bauplan: der Stahlbetonkern im Hang, der dem Haus über die gesamte Breite den notwendigen Halt zu geben hatte, wurde zu Kellerräumen erweitert. So war es nicht mehr notwendig, von den großzügigen saalartigen Räumen des Altbaus etwas abzutrennen.
Zur neuen Verankerung des Hauses im Berg kam das ebenfalls in Stahlbeton gefertigte Treppenhaus auf der Ostseite, womit das Haus sowohl gegen Zug als auch gegen Druck gesichert ist. Stabilisierend wirkte sich zudem die völlige Erneuerung der Westwand aus, deren vorderer Teil das mit Sicherheit zu vermutende ehemalige Fachwerk in Anlehnung an die Formen des Giebels rekonstruiert. Eine weitere Abweichung vom Vorgefundenen ergab sich, als der hintere Giebel einstürzte und das Denkmalamt eine völlig neue Konstruktion aus Holz und Glas erlaubte. Dort ist heute die helle Gartenseite des Hauses mit Blick auf die Stadtmauer, einen der mittelalterlichen Wehrtürme, eine uralte Linde und neu geschichtete Trockenmauern, die rasch von der Vegetation des Südhanges überwuchert werden.

Austauschen der zerstörten Holzteile

Beim konsequenten Ausbeinen des alten Bauwerks waren nur der steinerne Sockel des Erdgeschosses, die tragende Holzkonstruktion und die noch brauchbaren Teile des Sparrendaches stehengeblieben. Die Gefache bekamen eine Füllung aus Gasbetonblöcken, das Dach eine provisorische Abdeckung aus starker Plastikfolie, unter der die Zimmerleute für mehrere Monate arbeiten konnten. Ihre wesentliche Aufgabe bestand im Austauschen von zerstörten Teilen: Balkenköpfen, Deckenbalken, Bodendielen, Teilen des Fachwerks und des Daches.
Leider war kein altes Holz aufzutreiben, so daß heute die neuen gesägten Balken aus allzu frischem Holz mit ihren Rissen und mit der rauhen Oberfläche deutlich von dem alten Holz abstechen, das mit der Axt geglättet wurde. Ehrfürchtige Bewunderung erntete eines Tages der Älteste aus dem Zimmermannsteam, als er akkurat vorführte, wie ein Balken mit der Axt millimetergenau zu behauen ist: eine heute leider viel zu kostspielige Methode.
Bewußt ist auf eine Ausrichtung der nach vorne und links geneigten Konstruktion in die Horizontale verzichtet worden. Das war sparsamer und hielt die alten Holzverbindungen in Takt. Die Fußböden freilich haben von hinten nach vorne ein Gefälle von über 30 cm, das heißt, die Suppe steht schräg im Teller und Spielzeugautos rollen von selber davon.
Nach der giftigen Vernichtung der Holzschädlinge durch eine Spezialfirma war dann der Zeitpunkt gekommen, daß sich die zukünftigen Hausbewohner regelmäßig unter die Handwerker mischten. Mit Fleiß und Begeisterung begann die Inbesitznahme des Hauses. Während der Dachstuhl ausgebessert, Gaupen eingebaut, aufgesattelt und schließlich mit Biberschwänzen gedeckt und innen mit Holz verschalt wurde, übernahm die insgesamt zehnköpfige Familie Michielin außer Aufräumarbeiten den gesamten Innenanstrich und, unter Anleitung eines geschickten italienischen Freundes, die Verlegung der 30 × 30 cm messenden roten Bodenplatten auf rund 600 m² des Hauses. Glaser und Schreiner hatten es schwer: 64 Fenster mit Sprossen, 25 Türen und kein rechter Winkel, nichts im Wasser im ganzen Haus!
Im September 1980 setzte dann auch der Steinmetz eine Nachbildung des ehemaligen Sandsteintores in die Frontseite des Hauses. Das 1913 ausgebaute Original steht – dank des Horber Altertumsvereins –, wenn auch etwas beziehungslos, als sogenanntes *Schüttetörle* unterhalb der Hohenbergruine.

Blick ins zweite Obergeschoß während des Umbaus des Horber Talhauses.

Nach elf Monaten Bauzeit bezogen

Am 25. November 1980 konnte das umgebaute Talhaus nach nur knapp elf Monaten Bauzeit bezogen werden. Doch damit waren die Arbeiten keineswegs abgeschlossen. Die Handwerker gingen noch lange im Haus ein und aus. Das Familienhobby blieb bis zum Sommer 1983 die permanente Hausrenovierung. Zuerst wurde die ungepflegte steile Obstbaumwiese hinter dem Haus in einen terrassierten Garten mit Treppen und Trockenmauern verwandelt. 1982 reichten die Sommerferien gerade aus, um den Außenanstrich mit fünf Arbeitsgängen zu bewältigen. Auf dem Gerüst lernte man mit Pinsel und Farbe bis zur 19 Meter hohen Giebelspitze jeden Quadratzentimeter des Hauses kennen. Danach war der Saal im Erdgeschoß dran: Anstreichen, Platten verlegen, Hochmauern von Natursteinverkleidungen um Installationsrohre. Zu Weihnachten war alles fertig. 1983 war die Außentreppe mit Granitplatten zu belegen, waren die Außenmauern mit Steinen der umliegenden Steinbrüche auszubessern. Inzwischen weiß jeder in der Familie, wie man Steine zuschlägt, Speis macht und wie man verfugt. Und es ist klar: Beim nächsten fälligen Anstrich wird man sich wieder das peinlich genaue Ausmalen der Gefache einander streitig machen.

Gutes Zusammenspiel der Beteiligten,
Schwierigkeiten mit den Bauvorschriften

Abenteuerlich war die Zeit der Instandsetzung. Immer wieder gab es nicht vorhersehbare Zwischenfälle, die unkonventionelle Reaktionen nötig machten: Als die Nachbarn ihre Zustimmung zum Umbau versagen wollten, als die örtliche Baubehörde Glasbausteine statt Fenster vorschrieb, als der Berg ins Haus drückte, als der hintere Giebel einstürzte, als beim Bau der Kläranlage die Ostseite sich zu senken begann, als der Bau zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal wegen Einsturzgefahr eingestellt werden sollte. Bei der Bewältigung derartiger Situationen bewährte sich das ausgezeichnete Zusammenspiel und gute Einvernehmen zwischen Bauleitung, Baubehörde, Denkmalamt, zwischen Handwerkern und Bauherren.

Wie hier im zweiten Obergeschoß konnten in drei Ebenen des Talhauses die saalartigen Räume erhalten werden.

Als glückliche Konstellation erwies sich, daß die Vertreter des Denkmalamtes vom Historischen, die Besitzer vom Idealen, der Architekt vom Machbaren fasziniert blieben: So kam man allemal zu ausgewogenen Lösungen. Vor allem die vielen, durch das gemeinsame Anliegen mehr und mehr freundschaftlich geratenden Gespräche zwischen Bauherrn und Architekt waren geradezu ein Kreativitätstraining zum Thema Talhaus, bei dem unter hundert Ideen irgendwann die beste überzeugte. Weniger abenteuerlich als vielmehr lästig sind bis zum heutigen Tag die Schwierigkeiten mit den Bauvorschriften. Das historische Haus, das ja so weit wie möglich erhalten bleiben sollte, kann sich nicht modernen Maßstäben fügen. Erst kürzlich ging wieder eine Sondergenehmigung des Horber Stadtbauamtes ein. Aber den letzten Segen der prüfenden Instanzen hat das Talhaus immer noch nicht.

Das Dach: jetzt ein Schiff mit geöffneten Luken

Durch die Instandsetzung hat sich das Haus stark verändert: Das *Heuhaus im Thal* gibt es nicht mehr, und man mag das bedauern. Aber wer hätte es sich leisten können, eine unbenützbare Scheuer zu renovieren und mit Leiterwagen und alten landwirtschaftlichen Geräten zum Museum herzurichten? Die historische Fassade ist bis auf die eingesetzten Fenster gleich geblieben. Und die sind nur da, wo zuvor Luken waren. Deren originale Klappläden sind während der Bauzeit leider alle gestohlen worden. Wer das Haus von früher kennt, der mag sich fragen, warum es zwar sehr der alten Scheuer gleicht, aber doch so wirkt, als sei es schon immer ein stattliches Wohnhaus gewesen. Liegt es an den Fensterscheiben? Am wiederhergestellten Torbogen? Vielleicht am Dach? Das ehemals in ununterbrochenen Flächen steil abfallende mächtige Dach hat tatsächlich durch den Einbau von Gaupen auf beiden Schrägen einen ganz anderen Charakter angenommen: Es hat – im Gegensatz zur strengen Form des alten Daches, die dem übersichtlich klaren Fachwerk gut entsprach – heute, auch von innen, etwas von einem Schiff mit geöffneten Luken und gibt damit dem ganzen Gebäude ein lockeres und bewegtes Bild.

Im Innern: wenige, einfache, natürliche Werkstoffe

Die größte Veränderung freilich hat das Haus in seinem Inneren erfahren. Aus Speicherräumen sind Wohnräume geworden, Wohnräume besonderer Art, in denen Bewohner und Besucher nicht anders können, als die Gegenwart der wie archaische Gestalten im Raum stehenden stattlichen Säulen zu spüren. Mit ihrer ausdrucksvollen Maserung erzählen sie von den gewaltigen Bäumen, die sie einmal gewesen sein müssen. In ihrer ästhetisch und handwerklich vollendeten Form erinnern sie an die Menschen, die sie so geplant, zugehauen und aufgestellt haben, und lassen staunen über die Wertschätzung, die einer mit solchen Säulen ausgestatteten Scheune zugekommen sein mag. Man begreift, daß ein wohlgefülltes Kornhaus ein Zeichen von Reichtum und Macht gewesen ist.
Glücklicherweise konnten in den drei unteren Geschossen die 120–180 m² messenden saalartigen Räume mit den freistehenden Säulenreihen im wesentlichen erhalten werden. Eine Verbindung von Stockwerk zu Stockwerk stellen, auch über die Treppen, die im ganzen Haus verlegten unglasierten, tonroten italienischen Cotta-Fliesen her. Bei der Innenausstattung war angesichts der großzügigen Räume, der Fachwerkwände, der Balkendecke und der Zäsuren setzenden Säulen mit Behutsamkeit vorzugehen. Es war weniger wichtig, Antikes aufzutreiben – bei einer Gesamtfläche von über 600 m² sowieso unerschwinglich –, als vielmehr Materialien zu finden, die die Raumwirkung und die Farben des dunklen Holzes, der roten Böden und der hell gehaltenen verputzten Gefache respektieren. Der Leitgedanke *wenig/einfach/natürliche Werkstoffe* hat sich bewährt. Nicht ganz leicht war es, die Fachwerkwände so weit wie möglich von Heizkörpern (Fußbodenheizung) und Möbeln freizuhalten, um ihre Struktur sichtbar zu lassen. Und einiger Phantasie bedurfte es, um die wegen der schlechten Lichtverhältnisse notwendigen über 80 Lampen des Hauses ihrem Platz gemäß funktionell und ästhetisch passend auszusuchen.

Im Erdgeschoß kulturelle Veranstaltungen

Seit drei Jahren ist das Talhaus voller Leben. Freunde gehen ein und aus, es wird diskutiert, gut gegessen und getrunken, gearbeitet, gelernt, geträumt, gefeiert, Briefe gehen in die Welt hinaus. Den derzeitigen Talhausbewohnern war es von Anfang an bewußt, daß sie dieses wunderbare alte Haus nicht für sich allein beanspruchen konnten: Es ist ein Stück der alten Stadt Horb, nicht nur als Schaufassade, sondern als lebendig bewahrtes Erbe ihrer Geschichte. Deshalb steht der Saal im Erdgeschoß für kulturelle Veranstaltungen zur Verfügung. Ob es Ausstellung, Dichterlesung, Puppenspiel, Konzert oder Vortrag war, in der intimen Atmosphäre dieser alten Mauern ist bisher alles gut gelungen. Dabei steht das Haus im verächtlichsten Viertel von Horb. In der Altheimer Straße wohnt man nicht. Da wohnen nur Alte, Arme, Spinner und Ausländer.

Der Instandsetzung folgt die Inwertsetzung

Die ursprüngliche Ablehnung der Anwohner gegen Renovierung und Umbau hat einer distanzierten Anteilnahme Platz gemacht. Manche haben ein neues Verhältnis zu ihrem Eigentum gewonnen, überlegen, was unter dem bröckelnden Putz ihrer Häuser, unter den Blech- und Eternitverkleidungen steckt. Vereinzelt kaufen sogar junge Leute ein altes Haus im Tal. Die Nachbarn in Nr. 54, auch eine kinderreiche Familie, haben im letzten Jahr den Putz abgeklopft und ein dekoratives Fachwerk mit der Markierung 1729 wieder ans Licht gebracht.
Nach drei Jahren im ehemaligen *Heuhaus im Thal* fängt man an, in einer Lebensgemeinschaft mit Vergangenheit zu leben. Dazu gehört auch die Geschichte, welche die ältesten unter den Nachbarn erzählen: Im Ersten Weltkrieg waren im Talhaus Kavalleriepferde eingestellt, für die sie als Buben im Wald Laubstreu sammeln mußten. Und eines Morgens seien denen die Mähnen und die Schwänze rückwärts geflochten gewesen, wie sie mit eigenen Augen gesehen haben!
Nicht nur diese Geschichte, sondern auch die Tatsache, daß sie den «Reing'schmeckte» erzählt wird, ist erwähnenswert. Sie ist ein Zeichen dafür, daß zur Instandsetzung längst auch die «Inwertsetzung» getreten ist. Sie mag dafür sorgen, daß sich, wenn die jetzigen Bewohner zu alt geworden oder aus beruflichen Gründen verzogen sind, wieder jemand finden wird, der sich des *alten G'lomps* annehmen mag.

Gartenseite des Horber Talhauses nach der Instandsetzung. Dieser Teil ist nach dem Einsturz der alten Mauer mit modernen Baumaterialien aufgeführt worden.
Auf der Seite 137 ist die der Straße zugewandte Schauseite zu sehen, so wie sie sich heute dem Betrachter darbietet.
Auf der Seite 135 ist nach einer alten Fotografie das «Heuhaus im Thal» abgebildet. Sie muß vor dem Jahr 1913 entstanden sein, denn damals ist das Rundtor aus Sandstein herausgebrochen und ein weites Scheunentor eingesetzt worden, das das Einfahren mit beladenen Heuwagen erlaubt hat.

Bildnachweis

Titelbild: Gerhard Wieland-Klug; S. 103 – 121: Schwäbischer Heimatbund und Privatbesitz; S. 125 und 127: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; S. 126: Münsterbauhütte Freiburg; S. 128, linke Spalte: Werner Faiss, Rottenburg; S. 128, rechte Spalte, und S. 129: Archiv Dieter Manz, Rottenburg; S. 131 und 132: Gerhard Wieland-Klug; S. 133 – 141: Guido und Nina Michielin; S. 143, 145 und 149: Landesbildstelle Württemberg; S. 148: Württ. Landesbibliothek; S. 152 – 156: Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.; S. 158: Stefan Kuballa; S. 163: Albrecht Brugger, Stuttgart-Flughafen; S. 165 und 168: Photogrammetrie GmbH, München; S. 171 sowie 179 – 181: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 176: Klaus Ruge, Marbach a. N.; S. 183 – 190: Oswald Schoch, Enzklösterle; S. 205: Dietmar Böhringer, Leonberg-Warmbronn; S. 209: Heinrich Röhm, Heilbronn.